

Erfahrungen eines freien Trauerredners

„Freier Trauerredner“ nenne ich mich. Seit 2007 halte ich Traueransprachen. In den meisten Fällen rede ich vor Menschen, die um einen Angehörigen trauern, der keiner Kirche (mehr) angehört. Andere gehörten zwar einer Kirche an, haben aber den Kontakt zu ihr verloren oder (auch das kommt vor) können mit dem zuständigen Pfarrer keinen geeigneten Termin finden.

Zu einer christlichen Ansprache bei einer Trauerfeier gehört es, das Leben des Verstorbenen zu würdigen, vor allem aber, von der Hoffnung auf Auferweckung zu reden. Die Angehörigen wollen Trost erhalten aus den Verheißungen des christlichen Glaubens. Was erwarten die Trauernden, zu denen ich rede?

Zunächst: ich bin Trauerredner, kein Missionar. Ich will meinen eigenen Glauben nicht verraten, aber will nichts sagen, was der Verstorbene, würde er zuhören, nicht annehmen könnte, nichts vortragen, was die Angehörigen nicht glauben können. Ich will und darf Ihnen keinen Glauben überstülpen, den sie nicht zu-

mindest im Ansatz geäußert hätten. So spielt in allen Fällen die Erinnerung an den Toten, die Würdigung seiner Person eine besonders große Rolle. Was machte ihn liebenswert? Was machte ihn zu einem besonderen Menschen? Was fällt einem ein, wenn man an ihn denkt? Aber auch: Woher mag es kommen, wie ist zu verstehen, dass der Umgang mit ihm manchmal nicht leicht war? Was machte ihn zu dem Menschen, der er geworden ist?

Aber fast immer geht es auch darum, was die Angehörigen für ihre Toten erhoffen. Nur wenige sind es, die von vornherein jede Hoffnung auf eine Zukunft, ein neues, ein anderes Leben

ausschließen. Für sie gibt es kein Jenseits, keinen Gott. Was bleibt, ist die Erinnerung. Menschen leben in ihren Nachfahren fort. Das, was die Toten ihren Kindern, ihren Angehörigen gegeben haben, was sie ihnen biologisch oder sozial vererbt haben, das lebt weiter.

Andere waren zwar Mitglied einer der christlichen Kirchen, sind aber ausgetreten. Die Gründe dafür sind vielfältig. Es ist keineswegs immer die Kirchensteuer, die gespart werden sollte; massive Kränkungen aufgrund des früheren kirchlichen Ehrechts zählen ebenso dazu wie das Verhalten von Pfarrern – aber sie haben sich den christlichen Glauben bewahrt. Sie legen Wert darauf, dass ein Psalm gesprochen wird. Sie möchten ein Bibelwort hören, sind froh, an vertraute Verheißungen erinnert zu werden, etwa daran, dass Gott sie bei ihrem Namen gerufen hat (Jes 43,1), dass eine Heilige Stadt auf uns wartet, in der alle Tränen getrocknet werden, Tod, Trauer, Klage und Mühsal keinen Ort haben (Offb 21,1-4). Bemerkenswert ist freilich, dass ich bislang noch nie von einem Angehörigen hörte, dass es die Auferweckung Jesu sei, die ihn auf ein neues Leben für seine lieben Toten hoffen ließ. Aber beide Gruppen sind in der Minderheit. Die Mehrzahl könnte sich in den vier Zeilen von Nelly Sachs wiederfinden, die im Bild auf der linken Seite zu lesen sind. Sie wissen nicht, was gilt. Sie sind unsicher. Sie möchten auf ein Wiedersehen mit ihrem geliebten Toten hoffen, aber sie wissen nicht, ob sie den christlichen Verheißungen Glauben schenken können. Es kann nicht sein, dass die verstorbene Ehefrau, der Vater, das eigene Kind gar für immer ins Nichts versinkt; es kann auch nicht sein, dass er ausschließlich in der Erinnerung fortlebt – aber weiß man's? Kann man das wirklich glauben, hoffen, erwarten?

Bemerkenswert ist für mich immer wieder, dass diese leise Hoffnung oft gar nicht in Worten ausgedrückt wird; vielleicht traut man sich

nicht, es so direkt zu sagen. Aber dann wird oftmals die Auswahl der Lieder zur verborgenen Sprache. Dabei denke ich nicht an Lieder, die im Gesangbuch zu finden sind; meist werden Lieder gewünscht, die eher in den Bereich der Popmusik gehören, aber in ihren Texten manchmal eher vorsichtig, manchmal unüberhörbar von einer Hoffnung auf ein neues, ein gemeinsames Leben sprechen, wie es christliche Lieder nicht dichter tun.



Der österreichische Sänger Andreas Gabalier musste erleben, wie sich sein Vater und seine Schwester das Leben nahmen. In seinem Lied „Amoi seg ma uns wieder“ kann man von seiner Hoffnung auf ein Wiedersehen mit ihnen hören. Trude Herr singt davon, dass ein Zugvogel nicht nur ein Zuhause hat. Herbert Grönemeyer fragt, ob jemand da ist, „wenn dein Flügel bricht, der ihn für dich schient, dich



beschützt". Campino von den „Toten Hosen“ redet am Grab ganz vertraut mit seiner toten Mutter. Eric Clapton hat seinen Sohn verloren, der Vater spricht mit ihm und bittet ihn – im Himmel – ihm die Tür zu öffnen („Tears in heaven“). Unheilig sieht hinauf zum Himmel und stellt sich vor, „dass du bei mir bist“. Und selbst das kölsche, von den Bläck Föös gesungene Lied „Du bess die Stadt, op die mer all he stonn“ wird so feierlich-sakral nach der Melodie des schottischen „Highland Cathedral“ vorgetragen, dass der gedankliche Sprung vom „hilligen Köln“ zur „Heiligen Stadt“ des Neuen Testaments nicht groß ist.

„Endzeit“ ist das Thema dieses Heftes. Wenn ein Mensch ans Ende seiner Zeit angekommen ist, so gilt immer noch für die meisten Angehörigen, dass sie nicht anders können als zu hoffen – zu hoffen auf ein neues, ein umfassendes Leben – ein Wiedersehen mit ihren Verstorbenen. Diese Hoffnung zur Sprache zu bringen, empfinde ich als eine dankbare Aufgabe. Hilfreich ist mir dabei mein katholisch geprägter Glaube, der die Spuren der Verheißung Gottes eben nicht nur in der Bibel, nicht nur in Chorälen findet, sondern in allem, was lebt, in allem was klingt, in allem, was Hoffnung macht. | *Josef Pietron*